

„... Wie in der Judenschule“ – Eine Redensart und ihre Interpretation

Otto Holzapfel, Freiburg i. Br.

Öz

„...Yahudi mektebi gibi“ – Bir Deyim ve Yorumu

Deyimler, Yabancı Dil olarak Almanca dersleri için son derece yoruma muhtaç özelliktedir. Anadili konuşanlar için de, ele aldığımız (eski ve antisemitik olduğundan kullanılmayan) deyimde olduğu gibi hem biçimsel olarak hem de (bağlamını kimse tahmin edemeyeceğinden) içerik açısından sıklıkla daha net bir açıklama gerekebilir. Deyimler çok geniş bir kültürel arka plana sahip olabilir ve uygun biçimde yorumlanırlarsa, dil ve kültür tarihi için kaynaklık edebilir. Almanca „...wie in der Judenschule [Yahudi mektebi gibi]“ deyimi bizim için, sözlü kültürden yazılı kültüre geçiş süreci içinde edebi gelişimin erken dönemi hakkında şaşılabilecek bilgiler ele vermektedir.

Anahtar Sözcükler: Bir deyim yorumu, kültür tarihi, sözlü kültür, yazılı kültür, genel dil anlayışı

Abstract

Redensarten sind für die Deutsch als Fremdsprache Studierenden im hohen Grad interpretationsbedürftig. Auch der Muttersprachler braucht für sie häufig eine nähere Erklärung, die im vorliegenden Fall formal (Redensart veraltet und wegen antisemitischer Sicht nicht verwendbar) und inhaltlich (Zusammenhänge, die kaum einer ahnt) sein muss. Redensarten können einen weitreichenden kulturellen Hintergrund haben und sie sind selbst, entsprechend analysiert, Quelle zur Sprach- und Kulturgeschichte. Die Redensart „... wie in der Judenschule“ verrät uns zudem überraschenderweise etwas über die Frühform literarischer Entwicklung im Kulturprozess von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit.

Schlüsselwörter: Interpretation einer Redensart, Kulturgeschichte, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, generelles Sprachverständnis

Die Redensart „... wie in der Judenschule“

Die Redewendung „Es geht zu wie in einer Judenschule“ bzw. „Hier herrscht ein Lärm wie in einer Judenschule“ erklärt Lutz Röhrich im *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*¹ offensichtlich richtig mit: „es herrscht ein lautes Durcheinander“. Näher erläutert wird das mit der Gleichsetzung von „Schule“ und Synagoge (sogenannte „Judenschule“, so bezeichnet seit dem 14. Jahrhundert) und mit dem „Gewirr der Stimmen“ dort, das dem Laien bzw. dem Fremden unverständlich war, vom Gemurmel bis zum lauten Rufen anschwell und sprachlich für den Nicht-Juden unverständliche (hebräische) Texte hören ließ. Und in der Synagoge wurden auch die Jungen im Lesen

¹ Röhrich, Lutz: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Band 2, Freiburg i. Br. 1973 / 1977, S. 469 [erste Ausgabe, später erweitert].

religiöser Texte unterrichtet. Als Redensart im übertragenen Sinn² für „unverständliches Stimmengewirr“ allgemein ist der Ausdruck seit dem 18. Jahrhundert belegt und literarisch z. B. bei G. A. Bürger 1778 überliefert. Dort heißt es (Zitat nach Röhrich): „Auf Welsch [Italienisch], Französisch und Latein, gleich einer Judenschule.“ Der Begriff wird also von Bürger mit „unverständliches Sprachgewirr“ gleichgesetzt, und das ist offensichtlich eine Weiterentwicklung obiger Redensart.



„Judenschule nach einem alten deutschen Holzschnitt“, ohne nähere Angaben auf der Webseite des Jüdischen Museums, Frankfurt am Main. Es ist offenbar ein Propagandabild von Nicht-Juden; durch die Tür links hinten tritt das „Jesuskind“ (mit Heiligenschein), an der Tafel stehen unter den hebräischen Schriftzeichen Buchstaben des lateinischen ABC. In der Bewegung der Figuren herrscht „Durcheinander“; eine Figur in der Mitte trägt einen „Judenhut“, die anderen eher Mützen.

² Zu solchen Redensarten vergleiche auch Otto Holzapfel: „Interkulturelle Redensarten und ihr kulturhistorischer Hintergrund. ‚Einem aufs Dach steigen‘ und ‚jemandem auf den Fuß treten‘: eine Skizze“, in: *Diyalog. Interkulturelle Zeitschrift für Germanistik* [online-Ausgabe] 2013 / 2, S. 95 - 102.

Wikipedia.de unterscheidet zwischen „Redewendung“, in der Regel ein vollständiger Satz, und „Redensart“, welcher auch ein kurzer Sprachbrocken sein kann. Das erscheint auf dem ersten Blick sinnvoll. Diese definitorisch verfeinerte Unterscheidung übersieht allerdings, dass z. B. die anfangs zitierte Redensart, falls sie (heute überhaupt) verwendet wird, auch verkürzt, verbunden etwa mit einem Kopfschütteln, als „...wie in der Judenschule“ gebraucht werden kann. Allzu enggeführte Definitionen sind in der Praxis nicht immer hilfreich. – Für die Leser in der Türkei setze ich meinen Schwerpunkt auch im Folgenden bewusst auf im *Internet* zugängliche Quellen, die im vorliegenden Fall mehr als nur ein Notbehelf darstellen und durchaus brauchbare Hinweise zur Verwendung der zu untersuchenden Redensart liefern. „Falls sie [die Redensart] verwendet wird“: Diese Einschränkung ist heute zu machen, und man kann das mit zahlreichen Hinweisen aus dem *Internet* belegen.

Es folgt hier eine Auswahl über das mit *Google.de* aufgerufene Stichwort „Judenschule“: Das „*GRA-Glossar*“ verweist auf „Judenschule“ als ursprünglich neutralen, nicht abwertenden Begriff seit dem Mittelalter. In der Synagoge werden die Gebete individuell und laut gesprochen. „Die Wahrnehmung des Gottesdienstes als Lärm kommt vom Unverständnis der jüdischen religiösen Gebräuche.“ Und: „In der Moderne erhielt der Begriff Judenschule eine antisemitisch belastete Bedeutung.“ [Eintrag datiert 2010]. - Die „*uni-protokolle*“ schildern mit Einträgen vom Dezember 2008 bis Mai 2013 eine Diskussion, ob man die Redensart heute noch verwenden dürfe. Leider ist diese Diskussion (wie so oft im *Internet*) auf ziemlich niedrigem Niveau, aber überwiegend wird die Redensart als rassistisch und antisemitisch eingestuft (was wohl grundsätzlich richtig ist).

Der „*redensarten-index*“ setzt die Redensart mit „es herrscht Lärm / Unordnung“ gleich, bezeichnet sie als „veraltet“ und nach der Zeit des Nationalsozialismus „nicht mehr gebräuchlich“. Damit ist eine meines Erachtens korrekte Wertung formuliert. – Das „Wörterbuch der deutschen Umgangssprache“ (*umgangssprache.de.deacademic.com*; Eintrag von 2013) erläutert die Redensart u. a. mit „Stimmengewirr [...] man kann sein eigenes Wort nicht verstehen“. Damit ist vor allem der Lautpegel anvisiert, aber die dort genannten Beispiele (lärmen, johlen, Durcheinander) lassen deutlich das gewollte, hohe Potential an Verachtung erkennen. Die „laute“ Judenschule wird nicht nur als lärmend empfunden; der Schulbetrieb selbst, der Unterricht, wird als chaotisch denunziert. Das aus gleicher Quelle stammende „Universal-Lexikon“ (*universal_lexikon.deacademic.com*) bringt einen literarischen Beleg aus einem Roman von Walter Kempowski (1929 - 2007), „*Uns geht's ja noch gold*“ [Uns geht es ja noch gut] (1972), es herrsche „Lärm wie in einer Judenschule“. Kempowski schildert eine Zeit, in der die Redensart (noch) lebendig war, aber bereits als diskriminierend angesehen wurde. – Die folgenden Eintragungen im *Internet* betreffen nicht mehr unsere Fragestellung und werden hier übergangen; die Auswahl muss für unseren Zweck genügen. Redensarten bieten also nicht nur sprachgeschichtlich wichtiges Material zur Interpretation, sondern sie sind auch eine kulturhistorisch interessante Quelle, die man zeitbezogen erläutern muss.

Mündlichkeit und Schriftlichkeit – mentales Lesen

Durch einen Zufallsfund bei der laufenden Lektüre angeregt, stoße ich auf einen Hinweis, der, mit dem Voranstehenden kombiniert, der Redensart einen völlig neuen

Aspekt abgewinnen lässt, welcher unsere Überlegungen weiterführt und zur Klärung der allgemeinen Entwicklung von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit beiträgt.³ Dieser Prozess von der ausschließlichen Verwendung mündlicher Kommunikation, vom menschlichen Kontakt „vom Mund zum Ohr“ auf der einen Seite, bis zur voll ausgebildeten Literarität auf der anderen Seite ist eine der Hauptlinien der kulturellen Entwicklung, und das nicht nur im europäischen Raum. Die Entwicklung hin zum Schreiben und zum Lesen wurde eine der wichtigsten Voraussetzungen für die schnelle Kommunikation, die wir heute kennen. „*Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa*“ (1993), ist übrigens der Titel eines wunderbaren Buches von Rudolf Schenda (1930 - 2000), das die Welt mündlich geprägter Erzählkunst, wie sie in einer Gesellschaft der Schriftlichkeit weiterlebte, eingehend analysiert.

Nun mein Zufallsfund: In ihrem anregenden Buch „*La femme au temps des cathédrales*“ [über die Rolle der Frau in den Jahrhunderten der Entstehung der französischen Kathedralen, d. h. Früh- bis Hochmittelalter], Paris 1980, S. 34 f., verweist die französische Historikerin Regine Pernoud (1909 - 1998) darauf, dass man in der Antike immer laut („à haute voix“) las.⁴ Man las nicht nur laut vor, sondern man las auch allein mit lauter Stimme. Der Kirchenvater Augustinus von Hippo (354 - 430), wundert sich über seinen Amtsbruder Ambrosius (339 - 397), Bischof von Mailand, dass dieser lautlos lesen konnte („lecture mentale“ [mentales Lesen]). Das war Ende des 4. Jahrhunderts offenbar eine Neuerung. Und dadurch ließen sich auch die Regeln der ersten Mönchsorden, nämlich Schweigegebot unterschiedlicher Strenge und Lektüre der Bibel in Einklang miteinander bringen. In manchen Orden herrschte absolute Schweigsamkeit, und zur notwendigen Kommunikation wurde sogar ein eigenes System einer Zeichensprache (Handzeichen) entwickelt. Das bedeutet grundsätzlich eine Verarmung und Verlangsamung der Kommunikationsmöglichkeiten. Die Beobachtung, dass also das Lesen „schweigend, nur mit den Augen“ („l’habitude de lire en silence, uniquement des yeux“) eine wichtige „Erfindung“ für die weitere Entwicklung der Menschheit war (so Pernoud), hat die Verfasserin von Pierre Riché (*Education et Culture dans l’Occident barbare*, Paris 1962) übernommen, den sie an dieser Stelle zitiert.

Ergänzen wir das durch den Hinweis, dass die „Lesekompetenz“ nach *Wikipedia.de* [aufgerufen im November 2014] in ihrer historischen Entwicklung bereits im Volk Israel eine „vergleichsweise hohe“ Stufe erreicht hatte, weil das Studium der hebräischen Bibel (das sogenannte „Alte Testament“, die fünf Bücher Mose) vorschrieb, dass Eltern ihre Kinder („und dabei besonders die Jungen“) durch Lesen und Vorlesen das „Wort Gottes“ beizubringen hätten. *Wikipedia.de* macht dann im Text einen zeitlichen Sprung von etwa eintausend einhundert sozusagen unbeschriebenen Jahren zum weiteren „Schub für die Lesekompetenz“ mit der Erfindung des Buchdrucks und der Verbreitung der Lutherbibel, d. h. die Übersetzung der biblischen Texte, „altes“ und „neues“ Testament, in die deutsche Sprache.

³ Wegen der möglichen falschen Assoziationen vermeide ich den Begriff „oral“. Der Tiefenpsychologe Sigmund Freud analysierte beim Kleinkind eine „orale Phase“, die nichts mit unserer Fragestellung zu tun hat. Aber mit dem Begriff „Oralität“ wird „Mündlichkeit“ seit Jahrzehnten eingehend in der Philologie beschrieben.

⁴ Pernoud, Regine: *La femme au temps des cathédrales* (1980), S. 34 f.

Wir können jetzt die obige Beobachtung als eine ebenso wichtige Zwischenstufe einfügen: Durch die Fähigkeit, „mental“ zu lesen, wurde die Lesegeschwindigkeit erhöht, und stilles Lesen konnte an jedem Ort praktiziert werden. Das war sozusagen ein Innovationsschub in Richtung des verstärkten Informationsaustausches ähnlich (vielleicht nicht so schwerwiegend) wie die Erfindung der Druckkunst mit beweglichen Lettern in der Mitte des 15. Jahrhunderts (mit den Vorläufern anderer Systeme der Schreib- und Druckkunst). Es wären auch andere Zwischenstationen zu nennen, z. B. die Bemühungen um Schulbildung, die im fränkischen Reich mit Karl dem Großen (regierte 768 - 814) um 800 einen Schwerpunkt hatten, aber weiterhin von klösterlicher Bildung bestimmt waren. Das Erlernen von Lesen und Schreiben spielt während der „karolingischen Bildungsreform“ (so ein eigener, umfangreicher Abschnitt unter dem Stichwort „Karl der Große“ bei *Wikipedia.de*) eine große Rolle. Kaiser Karl oder französisch „Charlemagne“ konnte angeblich selbst nicht schreiben bzw. er zeichnete, wie damals üblich, Urkunden, die ein professioneller Schreiber ausfertigte, nur mit seinem Namens Kürzel ab. Der Kaiser wird im 19. Jahrhundert mehrfach dargestellt, wie er eine Schule besucht und brave Schüler lobt, faule dagegen tadelt – eine „Judenschule“ war das sicherlich nicht.⁵ Abbildungen dieser Art waren nicht nur im 19. Jahrhundert beliebt; sie zeigten (und belegten angeblich) den hohen Standard, den die Bildung bereits um 800 „im Vaterland“ hatte – in diesem Fall sowohl im deutschen wie im französischen, da Karl bzw. Charlemagne für beide Geschichtsbereiche vereinnahmt wurde. Und Kinder wurden mit solchen Bildchen ermahnt, „brav“ und „fleißig“ zu sein, wie angeblich ihre Vorfahren um das Jahr 800.



⁵ Dabei gibt es bedeutende jüdische Beiträge z. B. zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen deutschen Kultur wie etwa Belege klassischer deutscher Volksballaden in hebräischer Umschrift um 1600. Man vergleiche dazu Felix Rosenberg, *Ueber eine Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in hebräischen Lettern*, Dissertation Berlin 1888, gedruckt Braunschweig o.J. [1888]. Siehe dazu auch: Philip V. Bohlman: *Jüdische Volksmusik - eine mitteleuropäische Geistesgeschichte*, Wien 2005, S. 40 - 51. Und mit Beispielen: Philip V. Bohlman und Otto Holzappel (2001): *The Folk Songs of Ashkenaz*, Middleton, WI (USA) (A-R Editions, Recent Researches in the Oral Traditions of Music, 6). - Aber das ist hier nicht das Thema.

„Charlemagne [Karl der Große] besucht die Schulen“; Reklame für eine französische Schokolade, undatiert⁶. Natürlich ist Karl der Große um 800 wohl nicht mit seiner Kaiserkrone usw. auf Schulbesuch gewesen; historische „Wahrheit“ können solche Bilder kaum vermitteln. Im Hintergrund links zwei Mönche; die Schüler sind ausschließlich Knaben.

Es gibt mehrere Untersuchungen zur „Lesefähigkeit“, die in unserer Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte erst langsam zugenommen hat, und zwar über einen Zeitraum seit dem Hochmittelalter. Nach dieser Epoche, kurz bezeichnet „um 1200“, findet man in Deutschland zwar keine Zeugnisse ausschließlicher Mündlichkeit mehr; es gibt jedoch an Mündlichkeit orientierte Überlieferung, allem voran das „Volkslied“, aber auch dieses ist weitgehend von literarischen Vorlagen abhängig bzw. inspiriert. Trotzdem ändert sich die Lesefähigkeit erst grundlegend nach 1800 mit der zunehmenden, allgemeinen Schulbildung. Weiterhin spielt das Gedächtnis eine hervorragende Rolle. Und es gibt ein historisch bedingtes Süd-Nord-Gefälle etwa vom bildungshungrigen Menschen der Renaissance in Italien um 1500 bis zur bäuerlichen Bevölkerung im ländlichen Dänemark, wo die Nachricht vom Untergang der „Titanic“ 1912 noch auf Liedflugschriften (in Deutschland um 1800 / 1850 von der Funktion her eine Art Vorläufer der Tageszeitung) verbreitet wurde.

Zu dem Problem „lautes Lesen“ als „langsame“ Übergangsstufe zum „mentalen“ Lesen moderner Kommunikation finde ich auf Anhieb keine einschlägige Literatur - vielleicht weil ich zu eng auf die Literaturwissenschaft fixiert bin. Manchmal führt erst ein „Umweg“ zur Problemlösung; deshalb am Schluss ein Ausblick auf die Pädagogik und auf die Kinderpsychologie. Natürlich ist meine Interpretation eine Hypothese (aber eine bessere fällt mir jetzt nicht ein). Selbst eine so umfangreiche und an Details füllige Darstellung wie die von Jost Schneider, *Sozialgeschichte des Lesens*, Berlin 2004, liefert zu meiner Fragestellung, soweit ich sehe, keinen Hinweis.

„lautes“ Lesen und die Kinderpsychologie

Kehren wir zu unserer „Judenschule“ zurück: Die hohe Lesefähigkeit hat sich im Gebrauch in der jüdischen Religionsunterweisung, welche in ihrem Typus durch die Tradition dann offenbar festgeschrieben wurde, auf der relativ frühen Stufe des „lauten Lesens“ bis in unsere Zeit erhalten.⁷ Und dafür ist der Gebrauch der Redensart ein überraschend guter Beleg. Überraschend, weil sie ja eigentlich mit ihrer Botschaft etwas ganz anderes ausdrücken will, nämlich aus der Sicht des Nicht-Juden die Verachtung für ein Verhalten, das man nicht versteht, nicht kennt (und wohl auch nicht kennenlernen will). Stattdessen könnte die Redensart, wenn es denn möglich wäre (also nur theoretisch), ihren „Sinn“ in das Gegenteil verkehren und eigentlich für die Bewunderung stehen, dass eben in dieser „Judenschule“ so viele lesen lernen konnten, und das noch an Hand der schwierigen hebräischen Texte.

⁶ Nach der Webseite der Deutschen Botschaft Helsinki (2014), *helsinki.diplo.de*; dortige Quelle = picture alliance / akg-images.

⁷ In ähnlicher Weise ist in der Synagoge nicht das Buch, sondern deren Vorläufer, die Schriftrolle (Thorarolle), Vorschrift im Gottesdienst. Vergleiche *Metzler Lexikon Religion*, Band 1 (1999), S. 182.

Wir lassen hier den Aspekt, dass mit dem lauten Vorlesen auch Texte mehr oder weniger auswendig gelernt werden, beiseite. Aber wir erinnern uns daran, wie wichtig es für Menschen jüdischen Glaubens ist, dass die Texte der Thora „bis auf das i-Tüpfelchen“⁸, d. h. „ganz genau“, nämlich einschließlich der kleinsten diakritischen Zeichen in der hebräischen Schrift unverändert bleiben sollten. Man vergleiche dazu die Redensart „nicht ein Iota abweichen“⁹ mit einem ähnlichen antiken Hintergrund, dass man auch nicht den kleinsten Buchstaben des griechischen Alphabets übersehen darf.

Zu dem Stichwort „laut lesen“ liefert *Google.de* einige Hinweise [November 2014]. Der *Labbé-Verlag* rät Kindern, laut zu lesen, weil dann der Text leichter zu verstehen und zu merken ist. Die Internet-Seite *gutefrage.net* weist darauf hin, dass man beim lauten Lesen exakter liest, kontrollierter, und dass das eine Herausforderung sein kann. Laut lesen ist langsamer, und man kann sich einen Text besser merken. Vorteile hat man durch lautes Vorlesen beim Erlernen einer Fremdsprache meint *bildungs-news.com/fremdsprachen*. So auch beim Englisch lernen nach *bildungs-foren.de* von 2010. - Dagegen stellt *lernnetz.de* (in einer Darstellung, die auf eine Veröffentlichung von 2008 fußt) fest, dass jedes Kind zum stillen Selbstlesen angeleitet werden soll. Laut lesen geht angeblich auf Kosten des Sinn-Verstehens; laut Lesen dient der Kontrolle, leises der Erschließung des Textes im individuellen Tempo (wobei jedoch offenbar bereits eine gute Lesefähigkeit vorausgesetzt wird). Von einem anderen Pädagogen wird unter *kreidefressen.de* diese Diskussion 2013 weitergeführt: Es gibt Vor- und Nachteile zum lauten Lesen.

Unter *brainboard.eu* lief eine Diskussion 2009 und 2010, die aufweist, dass sich lautes Lesen und Gedächtnistraining ergänzen können. Aber die individuellen Erfahrungen sind widersprüchlich. Es wäre auch verfrüht, etwas für oder gegen lautes Lesen sagen zu wollen, wenn man etwa in der Situation des frühchristlichen Augustinus wäre, der „leises Lesen“ vorher nicht kannte. Umgekehrt haben wir es schwer, uns die Situation „reiner Mündlichkeit“ vorzustellen, die wir nicht kennen und die z. B. völlig andere Gedächtnisleistungen bzw. Improvisationsfähigkeiten beinhalten, als wir sie gewöhnt sind. (Wir sprechen von gelenkter Improvisation anhand von Modellen, die Mündlichkeit ermöglichen und unterstützen.) – In einem Diskussionsforum *Talkteria.de* geht es seit Dezember 2010 u. a. darum, dass lautes Lesen bei Erwachsenen eher ungewöhnlich ist und manchmal als störend empfunden wird. - Die österreichische Plattform *lesen.vobs.at* propagiert „Lautleseverfahren“ zur Steigerung der (ebenfalls bereits vorhandenen) Lesefähigkeit aufgrund von Untersuchungen, die 2011 publiziert wurden.

Es gibt einige weitere Diskussionsbeiträge, die wir hier übergehen, und wir greifen nur einen anderen unter *rechtsschreib-werkstatt.de* auf. Dort heißt es (2010) mit Verweis auf die Gehirnforschung: „Wenn Kinder beginnen, Wörter zu erlesen, so

⁸ Das ist eine vielfach gebrauchte Redensart, bei der man den biblischen Hintergrund nicht mehr vermutet. Röhrich, Band 2, verweist S. 462 auf die Bibelstelle bei Matthäus 5, 18 („... wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz“); *Wikipedia.de* verweist nicht darauf, sondern belegt eher abfällige Assoziationen mit dem „normalen“ i-Punkt unseres Alphabets; das *Metzler Lexikon Religion*, Band 2 (1999), S. 135, verweist auf das i-Tüpfelchen „Koz“ als hebräisches Schriftzeichen.

⁹ Vergleiche ebenfalls Röhrich, Band 2, S. 462.

sprechen sie dabei meist laut mit. Sie brauchen die akustische Rückmeldung, um die Richtigkeit ihres Lesens zu erfahren. Mit zunehmender Kompetenz geben sie in der Regel das laute Mitsprechen beim Lesen von selbst auf. Das hat seine guten Gründe: Flüssiges Lesen ist nur still möglich.“ Hier scheinen wir auf die richtige Spur zu kommen, und einige Eintragungen weiter finden wir einen vollständigen Artikel der Uni Köln unter www.rhm.uni-koeln.de/145/Busch.pdf, in dem der Verfasser, Stephan Busch, auf 45 Seiten über „Lautes und leises Lesen in der Antike“ schreibt. Wie so oft im Internet, sind Quelle und Datierung nicht angegeben, was bei älteren Beiträgen lästig sein kann. In diesem Fall muss ich beim Verfasser nachfragen, und ich erhalte freundlicherweise die Auskunft, dass der Artikel in der Zeitschrift „*Rheinisches Museum für Philologie*“, Band 145 (2002), S. 1 - 45, erschienen ist. Aber es ist ein Volltreffer! Und hier häuft sich jetzt die Literatur, z. B. bereits in der Anmerkung 1 der Verweis auf (Prof.) Wolfgang Raible (1991), der an der Uni in Freiburg i. Br. im damaligen, von der DFG finanzierten Sonderforschungsbereich „Mündlichkeit-Schriftlichkeit“ eine führende Rolle spielte. Hier wurden Grundlagen für die neuere Diskussion auf diesem Gebiet gelegt (und ich durfte am Rande daran als Gast teilhaben). Sonderforschungsbereiche sind von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zentral unterstützte Projektgruppen, die über Jahre hinweg in vielen Bereichen der Wissenschaft fruchtbare Grundlagenforschung betreiben, vor allem im Dialog verschiedener Disziplinen. Hier nun „hilft“ die klassische Philologie unvermutet der Sprichwörter- und Redensartenforschung.

Bei Stephan Busch S. 2 steht wieder der Hinweis auf Augustinus und Ambrosius, der in der deutschen Literatur bereits 1898 aufgegriffen wurde und seitdem mehrmals eine Rolle spielte: In der Antike las man laut. Und es folgt S. 3 in der Anmerkung 3 der Hinweis auf den Freiburger Sonderforschungsbereich und die daraus resultierende, vielbändige Publikationsreihe „*Script-Oralia*“. - Es gab Gegenstimmen, die auch bereits für die Antike „leises Lesen“ nachweisen. Demnach (S. 4 bei Busch) ist das Verhalten des Ambrosius ein Zeichen geübten Lesens, während Augustinus beschämt feststellen muss, dass er dieses nicht kann. Ich will der detailreichen Argumentation von (Prof.) Stephan Busch (geb. 1966; heute Altphilologe an der Uni Trier) hier nicht weiter folgen, aber sie läuft darauf hinaus, dass lautes Lesen eben doch der antike „Normalfall“ war (S. 7, S. 34 und S. 41).

Nicht alle Fragen sind gelöst, und neue stellen sich: Ist z. B. die steigende Beliebtheit des Hörbuches ein Indiz dafür, dass die individuelle Lesefähigkeit wieder abnehmen wird? - Das kann ich nicht beantworten. Aber die Fragen, die sich aus der Redensart „...laut wie in der Judenschule“ ergaben, sind wohl geklärt - auf Umwegen, die es sich zu gehen lohnt.

Der Entwicklungspsychologe bestätigt nicht nur, dass das Lesen lernen eine wichtige Stufe der Sozialisation („Einordnen des Einzelnen in die Gemeinschaft“) ist, sondern auch, dass Kinder, die anfangs Texte laut vorgelesen bekommen, wenn sie selbst noch gar nicht lesen können, für ihre spätere „Leselust“ einen großen Vorsprung haben. Auf der anderen Seite geraten wir mit dem vereinfachten Entwicklungsschema, dass vor der Schriftlichkeit die Mündlichkeit kam und dass sich mit der Schriftlichkeit die Mündlichkeit verloren hat, in Erklärungsnot, wenn die Wissenschaft feststellt, dass sich mit dem modernen Hörbuch eine neue „Mündlichkeit“ entwickelt (wohl doch eine andere, als die oben angedeutete). Wird das die Lesefähigkeit doch nicht beeinflussen,

wie ich gerade vermutet habe? – Für lebendig verlaufende Entwicklungen gibt es keine einfache, trockene Antwort auf solche Fragen.

Ich war auf der Suche nach einem Hinweis, dass entwicklungsgeschichtlich sich mentales Lesen aus dem lauten Lesen entwickelt hätte, und dass das heute noch bei Kindern so wäre. Aber das ist wahrscheinlich eine Frage wie nach dem Huhn und dem Ei (eine Redensart, die das Problem „was war zuerst da?“ beschreibt). Eine unserer Töchter hat ohne unsere „laute“ Hilfe gelesen, bevor sie in die Schule kam. Und Taubstumme werden wohl auch lesen lernen. Und ob jemand als Kind überhaupt lesen kann, kann nur durch lautes Lesen kontrolliert werden.

Die Internet-Seite *Elternwissen.com* empfiehlt: „Kinder brauchen beim Lesen lernen bis zu zwei Jahre, bis sie flüssig lesen und die Texte auch verstehen. Doch die Mühe lohnt sich, denn Lesen lernen ist unverzichtbar.“ Wir sollten mit Blick auf die Redensart (die wir wegen des antisemitischen Gehalts aus unserem praktischen Gebrauch streichen) dankbar und interessiert vermerken, dass hierfür die „Judenschule“ in Deutschland wahrscheinlich bereits seit dem 14. Jahrhundert ein hervorragend geeigneter Ort war – durch „lautes Lesen“.

Literaturverzeichnis

Busch, Stephan (2002): „*Lautes und leises Lesen in der Antike*“. In: *Rheinisches Museum für Philologie*, Band 145, S. 1 – 45; im Internet unter: www.rhm.uni-koeln.de/145/Busch.pdf.

Google-Stichwörter [aufgerufen im November 2014] „*Judenschule*“, „*laut lesen*“ [Fundort jeweils im Text angegeben].

Metzler Lexikon Religion (1999 – 2002), herausgegeben von Christoph Auffarth und anderen: *Metzler Lexikon Religion. Gegenwart – Alltag – Medien*, Band 1 – 4, Stuttgart – Weimar.

Pernoud, Regine (1980): *La femme au temps des cathédrales*, Paris.

Röhrich, Lutz (1973 / 1977): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Band 1 - 2, Freiburg i. Br. [erste Ausgabe, später auf drei Bände erweitert].

Schenda, Rudolf (1993): *Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa*, Göttingen.

Schneider, Jost (2004): *Sozialgeschichte des Lesens*, Berlin.

Wikipedia.de [Zugriff im November 2014]: Artikel „*Karl der Große*“, „*Lesekompetenz*“, „*Redensart*“, „*Redewendung*“.